



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 8, Nr. 9 April 28, 1955

Köln: Bund-Verlag, April 28, 1955

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

AUFWÄRTS

Aufruf des Deutschen Gewerkschaftsbundes zum 1. Mai 1955



Am 1. Mai halten die neuen deutschen Gewerkschaften Rückschau auf das erste Jahrzehnt ihrer Arbeiten und ihrer Erfolge. In hartem Ringen wurde vieles erreicht.

Die weitere gute Entwicklung der Neuordnung der Wirtschaft, der sozialen Sicherheit und die Festigung des demokratischen Lebens bleiben aber auch fernerhin das unabdingbare Ziel unserer Arbeit.

Aus den Erfahrungen dieses Jahrzehnts haben der Deutsche Gewerkschaftsbund und die in ihm vereinten Gewerkschaften für die nächsten Jahre ein Aktionsprogramm geschaffen, das folgende Forderungen aufstellt:

1. kürzere Arbeitszeit,
2. höhere Löhne und Gehälter,
3. größere soziale Sicherheit,
4. gesicherte Mitbestimmung,
5. verbesserter Arbeitsschutz.

Arbeiter, Angestellte und Beamte, Männer und Frauen, haben durch ihre beispiellosen Leistungen in der privaten und öffentlichen Wirtschaft, im Handel, im Handwerk und in der Industrie, in den Betrieben und Verwaltungen ein in der Geschichte unseres Volkes einmaliges Werk des Aufbaues vollbracht. Bis zur Stunde ist ihnen der gebührende Anteil an diesem Aufbauwerk noch nicht zuteil geworden.

Mit der Aufstellung dieser Forderungen verbindet der Deutsche Gewerkschaftsbund den Ruf an alle Arbeiter, Angestellten und Beamten, sich in und mit den Gewerkschaften für die alsbaldige Erfüllung der Forderungen einzusetzen.

Die im DGB vereinten Gewerkschaften sind gewillt, ihre ganze Kraft auf die Durchsetzung dieser Forderungen zu konzentrieren.

In den zurückliegenden Jahren haben die Gewerkschaften um jeden Pfennig Lohnerhöhung und um jede Mark Gehaltserhöhung einen schweren Kampf mit den Arbeitgebern führen müssen. Jede, auch die kleinste Verbesserung des Lebensstandards mußte den Unternehmern in hartem Kampf abgerungen werden.

Bis zur Stunde sind weite Kreise der Arbeitgeber nicht bereit, die von den Gewerkschaften erhobene Forderung auf Verkürzung der Arbeitszeit zu erfüllen.

Unser Ruf nach größerer sozialer Sicherheit und nach einer Reform der Sozialversicherung ist bisher ungehört verhallt.

Starke Kräfte sind am Werk, die immer noch ungenügende Mitbestimmung der Arbeiter, Angestellten, Beamten und ihrer Gewerkschaften einzuschränken oder zu beseitigen.

Die Erfüllung der von den Gewerkschaften aufgestellten Forderungen ist bei gutem Willen der privaten und öffentlichen Arbeitgeber möglich. Sie ist notwendig, wenn die Arbeitnehmer und ihre Familien in Zufriedenheit und sozialer Sicherheit leben sollen. Sie ist notwendig, wenn unsere Demokratie Bestand haben soll.

Zehn Jahre nach Beendigung des Weltkrieges ist unser Land und unser Volk immer noch in mehrere Teile getrennt. Aus dieser Spaltung ergeben sich für die Menschen in der sowjetisch besetzten Zone, aber auch in der Bundesrepublik schwere seelische, soziale und wirtschaftliche Belastungen. Wir erheben an diesem 1. Mai mit allem Nachdruck erneut unsere Stimme und fordern die Wiedervereinigung unseres Landes. Die Wiedervereinigung ist die Voraussetzung für ein beständiges Werk des Friedens.

Ungeachtet der Ratifikation der Pariser Verträge muß die Wiedervereinigung Deutschlands auf dem Wege der Verständigung oberstes Ziel sein und bleiben.

Die Erfahrungen langer Jahrzehnte, Niederlagen und Siege einer unabhängigen und demokratischen Gewerkschaftsbewegung beweisen, daß die Arbeiter, Angestellten und Beamten sich ihren Platz in der Gesellschaft nur durch große, starke und einheitliche Gewerkschaften sichern können.

Skandal

Es ist ein Skandal, wie unsere Steuergelder verschleudert werden. Ich war empört, als ich im „Aufwärts“ („Visiten“ Nr. 7/55) las, wie hoch die Kosten der Reisen des Bundeskanzlers und die Kosten für sogenannte Staatsempfänge gewesen sind. Schämt man sich denn in Bonn wirklich nicht, einen solchen Aufwand zu treiben, wo Millionen von Rentnern ein Einkommen haben, das sie gerade eben am Leben halten kann?
Peter Stammer, München

Dankbar

Ich bin Ihnen dankbar dafür, daß Sie einmal gezeigt haben, wie es einem großen Teil der Studentenschaft heutzutage wirklich geht. (Studenten ohne Romantik. Nr. 6/55.) Leider erwecken jene Kommilitonen, die mit einem dicken Monatswechsel von Papa ausgestattet sind, in der Öffentlichkeit immer wieder den Eindruck, das Studium sei eine unbeschwertere Angelegenheit und habe nur angenehme Seiten. Ich möchte bei dieser Gelegenheit aber auch sagen, daß die Gewerkschaften gut beraten wären, wenn sie sich einmal etwas mehr um die Universitäten im allgemeinen und um die Studenten im besonderen kümmern würden. Oft höre ich, die Studenten



hätten keinerlei Beziehungen zur Arbeiterschaft. Aber hat denn die Arbeiterschaft eine Beziehung zu den Studenten?
Karl Fricke, Bonn

Anständige Erziehung

Ich muß schon sagen, daß den beiden jungen Leuten, die Sie in Ihrer Reportage „Was wäre, wenn...“ (Nr. 8/55) vorgestellt haben, eine anständige männliche Erziehung beim Militär wohl nichts schaden würde. Sie scheinen auch zu denen zu gehören, die nur die angenehmen Seiten des Lebens im Sinn haben. Ich selbst habe 1908/09 beim Militär Ordnung und Korrektheit gelernt, ohne deswegen ein Militarist geworden zu sein.
Kurt Bramme, Bremerhaven

Ehrlich und offen

Wenn alle Zeitungen in Deutschland so ehrlich und offen wie der „Aufwärts“ ihre Meinung sagen würden, dann wäre es besser um uns bestellt. Ich kann nur sagen, macht so weiter! Aber andere Titelbilder könntet Ihr Euch doch bald zulegen. Ich jedenfalls bin kein großer Freund von abstrakten Zeichnungen.
Heinz F. Winker, Oberhausen

Heiter

Die „Engel-Geschichte“ auf der ersten Seite (Nr. 8/55) hat mir sehr viel Spaß gemacht. Dadurch hatte der „Aufwärts“ direkt mal ein heiteres Gesicht bekommen.
Ingeborg Breuer, Lübeck

Verniedlichter Streikbruch

Nach meiner Meinung gehören solche Geschichten bestimmt nicht in eine Gewerkschaftszeitung. (Dürfen die Engel oder dürfen die Engel nicht? Nr. 8/55.) Die Tendenz ist doch eine indirekte Verniedlichung des Streikbruchs. Das sollten wir wirklich den Arbeitgebern überlassen.
Franz Bruck, Kassel

Diffamierung

Ich muß dem Kollegen Egbert Bublitz in Bern (Leserbrief „Bewunderung“ in Nr. 8/55) widersprechen. Er bringt in seinem Schreiben eine Diffamierung aller deutschen Architekten zum Ausdruck, die nicht so supermodern bauen, daß ein normaler Mensch sich kaum noch wohl fühlen kann in den Häusern. Es gehört meines Erachtens auch zu den Aufgaben eines guten Architekten, auf das gesunde Empfinden der Menschen einzugehen.
Brigitte Wehring, Köln

Die Unruhe bleibt

In Nr. 5 sagte Hans Dohrenbusch: „Die Unruhe muß bleiben.“ Die Unruhe, die er beschwor, ist die im Gefolge der Beschlüsse über den deutschen Verteidigungsbeitrag. Zu diesem Thema wurde wenige Tage später, Mitte März, ein bemerkenswerter Beitrag geleistet von einer Stelle, von der man dergleichen kaum erwartet hätte: Der Stadt- und Kreisjugendring von Sigmaringen an der Donau unterfing sich, eine Diskussion zum Wehrbeitrag der Jugend zu veranstalten. Hier stoßen die Meinungen sonst nicht so hart aufeinander. Bei nur 7000 Einwohnern kennt man einander und ist konziliant, weil man es sein muß, man nimmt Rücksichten aufeinander, weil man dazu gezwungen ist. Aber bei dieser Diskussion entzündeten sich die Geister, und die Unruhe, die durch das Land geht, zitterte im Saal des hohenzollerischen Landeshauses. Es ging erregt zu im Anschluß an die Eingangsreferate von Dr. Josef Wilhelm, dem Leiter der „Jungen Union“ in Stuttgart, und dem Stuttgarter Journalisten Fritz Lamm, SPD, der den Verband der Kriegsdienstverweigerer in Stuttgart leitet. An Argumenten wurde nichts grundsätzlich Neues vorgebracht. Es ist aber besonders hervorzuheben, daß die Argumente contra Wehrmacht nicht nur von dem SPD-Redner und den im Jugendring zusammengeschlossenen jungen Gewerkschaftern vorgebracht wurden.
Walter Frick, Sigmaringen

Politische Warmwetterperiode

Von Hans Dohrenbusch

Der Frühling in der Natur kommt zwar nur zögernd, aber in der Weltpolitik zeigt das Barometer dauernd auf gutes Wetter. Eine anhaltende Gutwetterperiode kam aus der östlichen Welt. Glatter als erwartet, einigte man sich über den österreichischen Staatsvertrag, der dem kleinen Land seine Freiheit gibt und es finanziell nicht allzu schwer belastet. Die Chinas Festland vorgelagerten Inseln Quemoy und Matsu werden nach einer Erklärung von Eisenhower kein Anlaß zu einer bewaffneten Auseinandersetzung mehr sein und wahrscheinlich bald von den Truppen Tschiangkaischeks geräumt werden. Chinas Außenminister gab die überraschende Erklärung ab, daß China mit den USA über Formosa verhandeln will. Die führenden Politiker Rußlands geben eine freundliche Erklärung nach der anderen an die Adresse der USA ab.

Und endlich wissen wir nun, daß ziemlich sicher noch in diesem Jahr eine Viermächtekonferenz stattfinden wird. Der kalte Krieg wird von einer friedlichen Warmwetterwelle überzogen. Es sind alles Ereignisse, die selbst der kühnste Optimist vor einigen Monaten nicht für möglich gehalten hätte. Es wäre zu schön, wenn man dies alles auf das Konto einer unbedingten Friedensliebe schreiben könnte, aber wahrscheinlicher wird wohl die Angst vor einem drohenden Atomkrieg sein. Er steht als drohendes Gespenst nicht vor den Völkern der Erde, sondern auch vor denen, die die Geschicke ihrer Völker zu lenken haben. Sei es wie es sei, feststeht, daß die Fronten aufgetaut sind und an die Stelle der Drohungen die Gespräche treten werden.

+

Der Erfolg der österreichischen Regierungsvertreter in Moskau hat in der ganzen Welt Überraschung hervorgerufen, hatte doch kaum jemand an eine solch glatte Lösung zu glauben gewagt. Mit einmal zeigt sich ein neuer Weg, der insbesondere in der westdeutschen politischen Öffentlichkeit lebhaft diskutiert und als Modellfall für Deutschland hingestellt wird, wobei man sich darüber klar ist, daß das österreichische Kostüm für Deutschland etwas anders zugeschnitten sein muß, aber die Grundlinie beibehalten werden soll. Der Kanzler hat im niedersächsischen Wahlkampf ein solches Kostüm abgelehnt und an die Treue zu den Pariser Verträgen erinnert. Nun, wir haben bisher gehört, daß diese Verträge nicht der politischen Weisheit letzter Schluß sind und sie im Grunde und in erster Linie der Wiedervereinigung Deutschlands dienen sollen. Was aber — und alle Anzeichen deuten darauf hin —, wenn die Pariser Verträge die Wiedervereinigung unmöglich machen? Ist es nicht so,

daß entweder eine bewaffnete Auseinandersetzung oder eine friedliche Verständigung nur zur Wiedervereinigung führen können? Der erste Weg scheidet aus. Also Verhandlungen. Was will man tun, wenn der Modellfall Österreich von den Russen für Deutschland angeboten wird? In Westdeutschland ist bisher noch keine bündige Antwort gegeben worden, aber in der übrigen Welt diskutiert man den Plan bereits — und es besteht Gefahr, daß unsere Außenpolitik wieder einmal von dem Gefühl der Stärke bestimmt wird.

+

Man kann gegen Friedensvorschläge der Russen Bedenken haben, aber es steht fest, daß sie in diesem Zeitpunkt und für einige Zeit darüber hinaus keine bewaffnete Auseinandersetzung wollen. Besteht bei ihnen, was man annehmen kann, auch die Angst vor einem Atomkrieg, so müßte sie auch weiter bestehen, wenn Deutschland wieder vereinigt, aber aus den westlichen Bündnissen gelöst ist.

Der Atomgegner Rußlands heißt nicht Deutschland, sondern USA. Zwischen diesen beiden Mächten wird die Frage Krieg oder Frieden entschieden. Die Angst vor dem Atomkrieg wird wahrscheinlich von nun an immer bestehen, es sei denn, daß die Menschen und Politiker eine grundlegende moralische Wandlung durchmachen, woran wir glauben möchten, aber auf Grund der bisherigen Erfahrungen nicht glauben können. Möglich ist, daß die beiden Systeme friedlich nebeneinander leben.

Selbst wenn dies nur für eine Zeitspanne von einigen Jahrzehnten gewährleistet wäre, müßte man diesen Weg beschreiten. Und es will angesichts der politischen Ereignisse der letzten Wochen scheinen, als gäbe es zu einer zwar bewaffneten, aber friedlichen Verständigung nur diesen Weg. Ein wiedervereinigtes Deutschland brauchte sich deshalb nicht vom Westen zu trennen, zwar militärisch, aber nicht in seiner geistigen Haltung, wenn wir diese Haltung bezeichnen mit einer friedlichen Verständigung zwischen allen Menschen, eines sozialgerechten Staates, einer von Vorrechten befreiten Wirtschaft und einer unbedingten geistigen Freiheit der Staatsbürger.

Das sind Postulate, die ja heute in den wenigsten Staaten der westlichen Welt Wirklichkeit sind, womit wir sagen wollen, daß auch eine wirklich freie westliche Welt erst zu schaffen ist. Dies ist aber nur im Frieden möglich. Man sollte sie schaffen, auch um den Preis von eventuellen Divisionen.

Das Aktionsprogramm der Gewerkschaften

Wie im Vorjahr auf dem Frankfurter Kongreß des DGB beschlossen, liegt nun zum 1. Mai das Aktionsprogramm vor, das in fünf Hauptforderungen gegliedert ist:

Kürzere Arbeitszeit,
Höhere Löhne und Gehälter,
Größere soziale Sicherheit,
Gesicherte Mitbestimmung,
Verbesserten Arbeitsschutz.

Wissenschaftliche Erkenntnisse und moralische Forderungen bestimmen das Programm. Ausgehend von den Erfordernissen unserer technisierten Welt, wird die Forderung nach der Fünftagewoche bei vollem Lohn- und Gehaltsausgleich mit täglich achtstündiger Arbeitszeit erhoben. Sie soll sowohl durch Tarifvertrag als auch durch Gesetz herbeigeführt werden. Die Forderung nach höheren Löhnen und Gehältern wird begründet mit dem längst nicht ausreichenden Lebensstandard der arbeitenden Menschen, dem die hohen Gewinne der Unternehmer gegenüberstehen. Die Forderung auf gleiche Entlohnung für Männer und Frauen wird erneut erhoben, die Zahlung eines besonderen Urlaubsgeldes und die tarifliche oder gesetzliche Zuwendung des Weihnachtsgeldes wird verlangt. Ferner sollen auch die Arbeiter bei Krankheit in den ersten sechs Wochen ihren vollen Lohn bekommen.

Größere soziale Sicherheit soll durch die Sicherung des Arbeitsplatzes gewährleistet werden. Bei Arbeitslosigkeit sollen die bestehenden Unterstützungssätze so erhöht werden, daß Arbeitnehmer und ihre Familien nicht in unverschuldete Not geraten. Dasselbe soll für Unfall und Krankheit gelten. Die Altersrente soll durch geeignete Maßnahmen so geregelt werden, daß der arbeitende Mensch, auch wenn er nicht mehr arbeiten kann, seinen bisherigen Lebensstandard aufrechterhalten kann. Das-

selbe gilt auch bei vorzeitiger Invalidität. In der gesamten Sozial- und Arbeitslosenversicherung ist eine echte Selbstverwaltung der Versicherten einzuführen.

Das geltende Mitbestimmungsrecht in Kohle und Eisen soll auch für die Obergesellschaften in vollem Umfange durch Gesetz geregelt werden. Gleichzeitig wird die gleichberechtigte Mitbestimmung für alle Betriebe und Verwaltungen gefordert.

Gefordert werden ein verbesserter Arbeitsschutz und ausreichende Ausbildungsmöglichkeiten für die Jugend.

Das sind Forderungen, die für einen Staat, der von Menschen regiert wird, die sich christlich-sozial nennen, eigentlich selbstverständlich sein sollten. Und man ist immer noch die Antwort schuldig, warum diese Forderungen, die ja nicht mehr sehr neu sind, nicht längst verwirklicht wurden. Das Aktionsprogramm der Gewerkschaften rüttelt an den Monopolstellungen, die sich in unserem Staat etabliert haben. Und es wird so lange gerüttelt werden, bis der Wirtschaftsuntertan verschwunden ist. Ein demokratischer Staat hat mit Vorrechten aufzuräumen. Wo er es nicht tut, da wird er die arbeitenden Menschen zur Erkämpfung ihrer einfachsten Menschenrechte auf den Plan rufen. So ist das Aktionsprogramm nicht nur eine Mahnung an Regierung und kapitalistische Kreise, sondern auch ein Aufruf an die Mitglieder, sich für die Erreichung dieser Forderungen voll und ganz einzusetzen. Die Gewerkschaften sind dabei nicht nur im Bunde mit den wissenschaftlichen Erkenntnissen unserer Zeit, sondern auch im Bunde mit den sozialen und moralischen Forderungen der Demokratie.

Hadobu



Immer guter Dinge waren die jungen Fußballer an den Ostartagen im schönen Italien. Deutschlands Fußballjugend freudete sich rasch mit ihren Gegnern auf dem Fußballfeld an, so wie hier, wo sie zusammen mit ihren italienischen Kameraden mit einem Kinderwagen ihre Späße treibt. Das kleine Mädchen sieht sichtlich erstaunt drein, was die vielen lustigen Onkels mit ihm beginnen. Man sieht es diesen Jungen nicht an, daß sie am nächsten Tag auf dem grünen Rasen im harten sportlichen Kampf Gegner sein werden, wenn es um den Sieg im Spiel geht. Hierin unterscheiden sie sich von den Alten...

FIFA Weltturnier in Italien

Aufwärts war dabei!
Fotos: Dick



Orchideen und Chiantiflaschen sind die Gastgeschenke, die der deutschen Mannschaft vor dem Spiel gegen die gastgebenden Italiener überreicht wurden. Mit den Blumen schmückten sie am Abend ihr Quartier, und die kleinen Flaschen des italienischen Nationalgetränks halfen, nach dem Spiel die kleine Enttäuschung hinunterzuspülen. Die deutsche Mannschaft verlor gegen die italienischen Jungen mit 0:1. Doch was schadete das, denn ihr faires und schönes Spiel begeisterte die Zuschauer, die ihnen beim Schlußpfeiff mit herzlichem Beifall für ihre Leistungen dankten. Und der versüßte den Deutschen die Niederlage...



Der Kampf um den Ball wurde bei allem Eifer und Siegeswillen stets fair durchgeführt, wie hier, wo der italienische Torwart sich das Leder vor den heranstürmenden Deutschen angelt, während sein Verteidiger dabei im Eifer des Gefechts mehr hindert als hilft. Auf beiden Seiten sah man junge Talente, von denen man vielleicht in einigen Jahren in den Nationalmannschaften ihrer Länder hören wird. Das Spiel Italien — Deutschland fand am Schlußtag des großen Jugendturniers statt und war eines der Höhepunkte des diesjährigen FIFA-Weltturniers. An diesem Tag fotografierte Bildberichter Dick für „Aufwärts“.



Glückwunsch und Trost liegen in dieser schönen kameradschaftlichen Geste dieser beiden jungen Spieler aus Italien und Deutschland. An ihnen sollte sich mancher Fußballstar der großen Oberligamannschaften ein Beispiel nehmen. Man kann nur hoffen, daß diese jungen Spieler sich ihren anständigen Charakter auch in ihrem späteren Leben bewahren, ganz gleich, ob sie eines Tages umjubelte Cracks werden oder namenlos im Beruf und in der Öffentlichkeit einen bescheidenen Weg gehen. Bestimmt wird ihnen das Erlebnis dieser Sportreise nach Italien unvergeßlich sein, denn sie eroberten die Sympathie der Italiener...

Ein Kampf ohne Sieger war das diesjährige Fußballweltturnier der Jugend in Italien. Im Gegensatz zu früheren Jahren, in denen nach vielen Gruppenspielen eine Mannschaft den Turnierpreis erringen konnte (wobei es allerdings im vorigen Jahr ein unentschiedenes Endspiel in Köln zwischen Spanien und Deutschland gab und Spanien nur durch Losentscheid Turniersieger wurde), hatte in diesem Jahre jede Mannschaft nur zwei bis drei Spiele zu absolvieren, und eine Wertung für einen Turniersieg erfolgte nicht. Deutschland spielte gegen Portugal 0:0 und verlor gegen Italien 0:1. Aber was macht das schon aus...

ÖSTERREICH Wenn die Westmächte — was zu erwarten steht — die Moskauer Verhandlungsergebnisse zum österreichischen Staatsvertrag billigen, dann ist etwas geschehen, was viele in Europa für ein komplettes Wunder halten: Mitten im kalten Krieg verläßt die Rote Armee ein von ihr besetztes Land, und zum erstenmal seit 1945 wird ein politischer Streit nicht durch die Teilung eines Landes, sondern durch die Wiederherstellung seiner Einheit gelöst. Das ist der Erfolg einer Politik, die seit Jahren auf kluges Verhandeln und nicht auf Demonstration sogenannter Stärke eingestellt war. Österreichs christlich-demokratischer Bundeskanzler Raab erklärte dazu, dieses Ereignis habe „große Bedeutung für die ganze Welt“.

— Deutschlands christlich-demokratischer Bundeskanzler Dr. Adenauer meinte dagegen, das Einlenken der Russen in der Österreichfrage habe „die Weltlage in keiner Weise verändert“.

BÄNDUNG In der indonesischen Hafenstadt Bandung trafen sich die Vertreter von 29 Staaten Afrikas und Asiens, die mit 1,4 Milliarde Menschen die zahlenmäßige Mehrheit der Menschheit vertreten, an ihrer Spitze die Ministerpräsidenten Chinas, Indiens und



Ägyptens. Das große Thema: Der Kolonialismus, dem die Mehrzahl der beteiligten Staaten kaum entronnen ist, und das Massenelend, in dem die übergroße Mehrzahl ihrer Bürger lebt. Das Ziel der Konferenz — laut dem indonesischen Staatspräsidenten Soekarno — ist es, „das Gewicht dieser Mehrheit der Menschheit in die Waagschale des Friedens zu werfen“. Keine der gegenwärtigen Großmächte war auf dieser Konferenz vertreten.

— Proletariationen von heute — Weltmächte von morgen!

EINSTEIN Im Alter von 76 Jahren ist in den Vereinigten Staaten, wohin er vor den Nazis fliehen mußte, der Mann gestorben, ohne den es keine Atombombe geben würde: Albert Einstein, deutscher Jude, größter Physiker unserer Tage, Kämpfer für die Freiheit des Menschen und Mahner des Weltgewissens! In der Trauer aller Nationen um den Großen haben die Sprecher aller Völker und politischen Gemeinschaften das an diesem Mann hervorgehoben, was das Entscheidende seines menschlichen Wertes war: einzustehen mit seiner ganzen Person, daß die Menschheit die Erkenntnisse zum Segen anwendet, die sein Geist errungen hat.

— Wenn die Welt seine Erkenntnisse annahm, kann sie sein moralisches Zeugnis in den Wind schlagen?

CGB? Mit einem heftigen Dementi reagierte der Vorsitzende der Katholischen Arbeiterbewegung (KAB), Landtagspräsident Josef Gockeln (CDU), auf eine Meldung der katholischen Wochenzeitung MICHAEL, nach der die Gründung christlicher Gewerkschaften unmittelbar bevorstehe. Der MICHAEL, der sich gegenüber diesem Unternehmen übrigens scharf ablehnend verhält, hatte diese Meldung als aus sicherer Quelle angekündigt. Auch der Name des Vaters der sogenannten „Rhein-Ruhr-Aktion“, Bernhard Winkelheide, war in diesem Zusammenhang genannt worden.

— Zwar bedeutet in der Politik dementieren fast das gleiche wie bestätigen; wir nehmen aber in diesem Fall ausnahmsweise an, daß das Dementi hier aus der Einsicht und nicht aus schlechtem Gewissen kommt!

WECHSEL Ganz undramatisch ist in den Ostertagen Englands großer alter Mann, Sir Winston Churchill, von der politischen Bühne abgetreten und hat das Amt des britischen Premierministers seinem langjährigen Freund, Sir Anthony Eden, übergeben. Churchill hat die Geschichte Englands von ihrem Höhepunkt um die Jahrhundertwende bis in die Jahre seiner schwindenden Weltgeltung begleitet. Der neue Mann, Sir Anthony Eden; hat für den 26. Mai Neuwahlen ausgeschrieben, um sich seinen Auftrag durch Englands Bevölkerung bestätigen zu lassen.

— Winston Churchill, ein Politiker — immer umstritten, aber immer von Format; und das bedeutet schon etwas in einer Zeit mieser Mittelmäßigkeit!

LEUNA Zwanzig Minuten lang klatschten die Arbeiter der sowjetzonalen Leunawerke stürmisch Beifall und hinderten so den Ministerpräsidenten Grotewohl an einer Rede, die er im Kultursaal des Werkes halten wollte.

— Motto: Lieber klatschen als Klatsch und kalter Kaffee!

AUFWARTS Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Verlag: Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortliche Schriftleitung: Hans Dohrenbusch. Graphische Gestaltung: Willy Fleckhaus. Telefon 8 04 81. AUFWARTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionären und Postanstalten. Bezugspreis durch die Post viertelj. 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. — Kupfertiefdruck: M. DuMont Schauberg, Köln.

Sag nicht Jawoll - sag niemals Jawoll!

G. W. Pabsts Hitler-Film „Der letzte Akt“ — Von Gottfried Bold

„Sag nicht »Jawoll!«, sag niemals »Jawoll!«. Damit hat der ganze Mist angefangen. Sei wachsam!“ So lautet das Vermächtnis, das der sterbende Hauptmann Wüst, die einzig frei erfundene Gestalt dieses filmkünstlerischen Dokuments um Hitlers letzte Tage im Bunker der Reichskanzlei, dem schreckensstarren sechzehnjährigen HJ-Jungen und Volksturm-„Mann“ Richard Brunner tief ins Gewissen einbrennt. Noch wenige Stunden oder Tage zuvor — die Zeit scheint in diesem Bauche der Hölle stillzustehen — hat sich Richards Wunschtraum erfüllt: Mit zehn anderen HJ-Kameraden, die im Kampf um den „Endsieg“ auf den Trümmern Berlins sich auszeichneten, hat ihn der Führer persönlich dekoriert! Bis seine Handverletzung geheilt ist, darf er im Bunker bleiben; und hier erlebt er Hitler, wie er wirklich war . . .

Die Deutsche Wehrmacht ist ausgeblutet und geschlagen. Halb Deutschland ein von Bomben zerplügter, rauchender Trümmerhaufen. Immer fester und enger schließt sich der amerikanische und russische Feuerring um das Ruinenmeer von Berlin, wo in einem gigantischen Bunker aus Stahl und Beton im Garten der Reichskanzlei, zwei Stockwerke tief in die Erde gewühlt, Adolf Hitler sein letztes Hauptquartier errichtet hat. Längst ist der Krieg verloren. Alle wissen es. Auch die „schleimigen Ja-Sager“ des engeren Führer-Kreises raunen es sich bereits zu. Niemand aber wagt es, dem Diktator, in dessen Augen bereits der blanke Irrsinn lodert, das sinnlos Verbrecherische jedes weiteren Widerstandes ins Gesicht zu sagen. Im Gegenteil. Mit sturem oder grimmigem „Jawoll!“ werden die mörderischen Wahnsinnsbefehle prompt ausgeführt oder weitergegeben. Für den „größten Feldherrn aller Zeiten“ sind die Fähnchen und Holzklötzchen, mit denen er auf der Karte im Verlies seines Bunkers die Russen aufhält, noch schlagkräftige Armeen. Immer wieder hofft er — durch historische Vorbilder und von seinem teuflischen Lügenminister Goebbels noch darin bestärkt — auf die große Wende.

Unerbittlich aber schlägt das Schicksal zu. Die Armee Steiner ist zum befohlenen Großangriff überhaupt nicht mehr angetreten. Göring schickt an seinen Führer ein Ultimatum und wird als Verräter abgesetzt. Himmler verhandelt seit Monaten bereits hinter dem Rücken mit den Alliierten. Sein Vertreter im Bunker, der Schwager von Eva Braun, SS-Obergruppenführer Fegelein, der Berlin heimlich verlassen wollte, wird auf Befehl des wutschäumenden Führers auf der Stelle erschossen. Hitlers letzte Hoffnung aber, die Armee Wenk, deren Abgesandter, Hauptmann Wüst, seit Tagen bereits vergeblich

um Vorsprache beim Führer bittet, ist inzwischen endgültig zusammengebrochen. Hitler ist fertig. Entnervt und apathisch steht er vor seinen Generalen.

Es war gewißlich an der Zeit, zehn Jahre nach „jenen Tagen“, den „letzten Akt“ der deutschen Tragödie noch einmal aufzublenden und den zerbrochenen Diktator in der fragwürdigen Welt seines Bunkers und Gewissens dabei schonungslos herauszustellen. Nur zu viele kleine und große „Manager der Angst“ warten bereits wieder darauf, eine neue Generation in ihr Joch zu spannen. Der österreichische Regisseur G. W. Pabst, einer der großen Altmeister deutscher Filmkunst, hat im Auftrag der Wiener Cosmopol-Film, bei der auch „Die letzte Brücke“ entstand, das heiße Eisen dieses Filmthemas mutig angefaßt. Kein Geringerer als E. M. Remarque, der Autor von Buch und Film „Im Westen nichts Neues“, schrieb nach authentischen Unterlagen das Drehbuch dazu, in dem Spielfilmelemente geschickt hineingewoben wurden, ohne die historische Wahrhaftigkeit dabei zu verzerren. G. W. Pabst hat den Film mit Albin Skoda in psychologisch und darstellerisch genau studierter Hitler-Maske, Oskar Werner als Hauptmann Wüst — die schauspielerisch prächtig verkörperte Symbolgestalt des Widerstandes — und vielen um Originaltreue bemühte, bewundernswerte Studien der Figuren des engeren Hitler-Kreises sowie zahlreichen typischen Randfiguren zu einer packenden Entlarvung des großen Scharlatans und wuchtig schlagender Absage an Diktatur und Kadavergehorsam gestaltet. Die ganze schäbige Stufenleiter des stereotypen „Jawolls!“ — sklavisch ergeben, stumpfsinnig, zähneknirschend oder aalglatt dienstbeflissen — wird dabei vom Unteroffizier bis hinauf zum Generalfeldmarschall anschaulich variiert. Geradezu gespenstisch, von fast visionärer Wucht — teils an mittelalterliche Totentanz-Holzschnitte erinnernd — sind die Bilder von der hysterischen Verzweiflungssorgie und von einem Krüppeltanz in der Bunkerantenne beim Ausbruch des Chaos. Auch einige der erlauchten Ja-Sager flüchten zuletzt in den Suff, wobei in einem wehleidigen und zynischen Zwiegespräch der ganze Abgrund der zu Ende gedachten unmenschlich brutalen Nazi-Philosophie sich auftut. In wundervollem Kontrast und wahrhaft erhebend steht daneben das Bekenntnis eines erschütterten Staboffiziers angesichts des sterbenden Widerstandskämpfers Wüst. Als letztes Bild wird in die schweligen Flammen des mit Benzin übergossenen brennenden toten Hitler-Leibes noch einmal das klare Leuchten von Hauptmann Wüsts friedlichem Totenanzicht hineingelendet, und wie aus dem Jenseits beschwörend klingt noch einmal sein letztes Vermächtnis auf: „Sagt n i e m a l s »Jawoll!« Seid wachsam!“

Scharfschützen von morgen gesucht

Die Jugend Westdeutschlands ist sicher manche Überraschung gewöhnt — die freien Jugendverbände nicht minder. Wovon heute aber zu berichten ist, hat sich bisher keiner, dem die Jugendarbeit Herzenssache ist, träumen lassen.

So war vor einigen Tagen in dreispaltiger Überschrift: „Mehr Jugendarbeit beim Soldatenbund“ in einer schleswig-holsteinischen Provinzzeitung zu lesen.

Man möchte an einen Aprilscherz denken, aber nein, da steht es am 9. März 1955 schwarz auf weiß geschrieben: „Der Jugendarbeit wolle man sich mehr als bisher widmen.“ Und damit auch kein Zweifel besteht, was man unter soldatenbündischer Jugendarbeit versteht, heißt es weiter: „Der Schießsport soll aufgenommen werden.“ Dann wird es auch nicht mehr an Anregungen fehlen, wie und wo unsere Mittel für den Bundesjugendplan angelegt werden sollen; denn zum Schießsport gehören Schießstände und natürlich Gewehre, und weil es ja zur Ertüchtigung der lieben Jugend dient, muß auch gezielt werden — auf Pappkameraden natürlich; denn es ist ja Spaß!

Schützen brauchen aber Uniformen und Schützenabzeichen — also müssen sie her. Und so wird die Jugendarbeit, der man sich widmen will, auch durch manch anderes belebt werden, zum Beispiel durch ein Scharfschützenabzeichen.

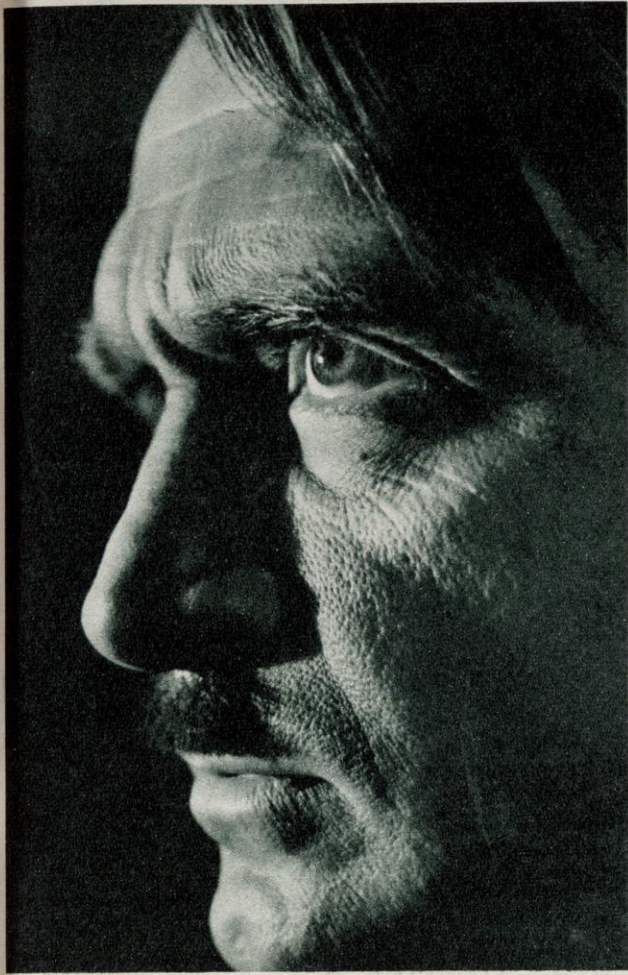
Diese Fähigkeiten brauchen also die Rekrutenausbilder von 1958 nicht zu ergründen. Hier wird soldatenbündische Vorbereitung wertvolle Ausbildungszeit für andere Dinge ermöglichen. Man wird sich mehr der Berufsausbildung im Soldatenhandwerk zuwenden . . . In wie viele Teile zerfällt die Erde, wenn eine H-Bombe . . . na und so weiter. Also Schluß mit Jugendschutz, Abhärten heißt die Parole.

Statt RJWG brauchen wir Wehrrertüchtigungsausschüsse, die natürlich mit „Fachleuten“ besetzt werden. Zwar gibt es keine Meister, aber ein Ritterkreuz kann auch Befähigungsnachweis sein. Volkstanz und Wandern gehören einer sentimentalsten Vergangenheit an, und 1958 wird also der Gepäckmarsch und gute Tarnung das neue Element in der Jugendarbeit sein. Die „Tage der Jugend“ werden durch Herbstmanöver ersetzt, und statt einer Kundgebung in Bonn oder Frankfurt werden wieder allorts Manöverbälle unser kleinstädtisches Idyll beleben. Für Komponisten und Textdichter der neuen „Marschlieder“ kommen goldene Zeiten, und Jens Rohwer oder Gottfried Wolters werden als verträumte Romantiker abtreten.

Das sind also die Aussichten und die möglichen Vergleiche, denen wir uns in der Jugendarbeit von morgen gegenübersehen. Wir hätten gehofft und gewünscht, der Soldatenbund bliebe bei seiner Arbeit. Wir waren nie der Meinung, daß politisierende Generale der Gegenwart Wichtiges zu sagen haben. Was hier aber als Aufgabe gefordert wird, im Verband deutscher Soldaten, entspricht weder der Aufgabe noch den vor Jahr und Tag gegebenen Zielen.

Die deutsche Jugend wird erneut wehrfreudig gemacht, noch ehe die Narben und Wunden von 1939 bis 1945 verheilt sind. Ob wir uns hier mit der Jugend aller Verbände einig sind, wenn wir dem VdS sagen: „Hände weg von der Jugend!“ Nicht Schießstände, sondern Jugendheime brauchen unsere Mädel und Jungen, in denen Demokratie friedlich gelebt werden kann und wir nicht wieder das Lachen verlernen wie unsere Väter und Brüder damals — 1939 bis 1945 — auf den Schlachtfeldern Europas.

Heinz Dachrodt



Befangen in wahnsinnigem Fanatismus, entwickelt der „größte Feldherr aller Zeiten“ vor den Generälen Krebs und Jodl seine lächerlichen Pläne zur Vernichtung der russischen Heeresmacht vor den Toren Berlins (oben). Benommen starren die Herren Generäle auf die Karte. Sie wissen, daß die deutschen Armeen, die Hitler als bunte Klötzchen auf der Karte hin und her schiebt, schon längst nicht mehr existieren. Trotzdem sagen sie „Jawoll“ und geben des Wahnsinnigen wahnwitzige Befehle weiter . . . nutzlosen, sinnlosen Tod. Und Hitler wagt am Ende zu sagen: „Das deutsche Volk ist meiner nicht würdig“ (Bild links).

Vor dem Ende ehelicht der „geniale“ Führer aber noch seine jahrelange Geliebte Eva Braun. Um den Ständebeamten zu dem zwei Stockwerke in die Erde gewählten Führerbunker zu bringen, wurden mehrere Panzer aus dem Kampf gezogen. Die Russen „knackten“ die meisten, und die Besatzungen fielen. Während Hitler die Trau-Urkunde unterschreibt, sprengt ein Kommando auf seinen Befehl die U-Bahn. In den Schächten stehen Züge mit Verwundeten, und auf den Bahnsteigen und Treppen suchen Frauen und Kinder der Stadt ein bißchen Schutz. Die Wasser der Spree schießen sturzflutartig in die Massen.

Der letzte Akt

In diesen Tagen läuft in Westdeutschland ein Hitler-Film an Albin Skoda spielt den „Führer“ (Bild oben)
Fotos: Cosmopol-Film (2), Meroth-Magnum (5)



Einen schaurigen Totentanz führt die Besetzung des Führerbunkers am Ende auf. Durch Beschuß der russischen Artillerie ist der Strom ausgefallen. Kerzen, in Kognakflaschen gesteckt, aus denen sich die Soldaten vorher betranken, erhellen die Gesichter. Besoffen und „... heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt...“ singend, marschieren sie in letzter Verzweiflung durch die hallenden Räume des Betonklotzes (rechts). Der Maskenbildner des Films verwandelt das Gesicht des Schauspielers Albin Skoda in das Gesicht Hitlers (oben). Eine Aufnahme des Leibfotografen dient dabei als Vorlage.



Hitler ist tot! Millionen befahl er zu kämpfen und zu sterben. Er selbst kämpfte nicht. Er erschoss sich feige hinter acht Meter dicken Betonmauern. Bormann, der Chef der Kanzlei der NSDAP (Bild oben, Vordergrund), trug den Leichnam in eine Grube im Garten der Reichskanzlei. Aber da schossen die Russen mit ihrer Artillerie, und die „Paladine“ sprangen schleunigst zurück in den Bunker. Nur die Soldaten führten auch hier wieder stur den Befehl aus. Sie begossen Hitlers und Eva Brauns Überreste mit Benzin. Nichts, noch nicht einmal Asche sollte bleiben, hatte „der Führer“ gesagt. Und so geschah es.

Eine Flamme schoß gen Himmel (Bild rechts). Ein SS-Offizier warf aus dem sicheren Eingang des Bunkers den zündenden Funken auf das benzingetränkte, woldeckenumhüllte Bündel im Erdloch des Gartens. Und der Führer des Großdeutschen Reichs war nicht mehr. Das „Spiel“ war aus und passé. Der Vorhang schloß sich nach dem letzten Akt. Vor dem Vorhang allerdings ging das Spiel weiter. Aber nicht mehr für Hitler und seine Clique, sondern für uns. Not, Tod, Krankheit, Flüchtlingselend hörten jahrelang nicht auf. Erst viel später hörten wir allmählich den „Karren“ wieder aus dem Dreck ziehen.

Der Großindustrielle

In einem kleinen indianischen Dorf im Staate Oaxaca erschien eines schönen Tages ein Amerikaner, der Land und Leute zu studieren gedachte. Bei seinem Hin- und Herwandern gelangte er zur Hütte eines indianischen Kleinlandwirts, der sich seinen bescheidenen Lebensunterhalt dadurch verbesserte, daß er in der freien Zeit, die ihm von seiner Tätigkeit auf seinem Maisfeld blieb, kleine Körbchen flocht.

Diese Körbchen wurden aus Bast geflochten, der in verschiedenen Farben, die der Indianer aus Pflanzen und Hölzern zog, gefärbt war. Der Mann verstand diese vielfarbigen Baststrähnen so künstlerisch zu verflechten, daß, wenn das Körbchen fertig war, es aussah, als wäre es mit Figuren, Ornamenten, Blumen und Tieren bedeckt. Daß diese Ornamente nicht auf das Körbchen etwa aufgemalt, sondern als Ganzes sehr geschickt hineingeflochten waren, konnte auch einer, der nichts davon verstand, sofort erkennen, wenn er das Körbchen innen betrachtete. Denn innen kamen alle die Ornamente an der gleichen Stelle wie außen zur Ansicht. Die Körbchen mochten verwandt werden als Nähkörbchen oder als Schmuckkörbchen.

Wenn der Indianer etwa zwanzig Stück dieser kleinen Kunstwerke geschaffen hatte und er war in der Lage, sein Feld einen Tag allein zu lassen, dann machte er sich frühmorgens um zwei Uhr auf den Weg zur Stadt, wo er die Körbchen auf dem Markt feilbot. Die Marktgebühr kostete ihn zehn Centavo.

Obleich er an jedem einzelnen Körbchen mehrere Tage arbeitete, so verlangte er für ein Körbchen nie mehr als fünfzig Centavo. Wenn der Käufer jedoch erklärte, das sei viel zu teuer, und er begann zu handeln, dann ging der Indianer auf fünfunddreißig, auf dreißig und selbst auf fünfundzwanzig Centavo herunter, ohne je zu wissen, daß dies das Los vieler, wohl der meisten Künstler ist.

Es kam oft genug vor, daß der Indianer nicht alle seine Körbchen, die er auf den Markt gebracht hatte, verkaufen konnte; denn viele Mexikaner, die glauben betonen zu müssen, daß sie gebildet sind, kaufen bei weitem lieber einen Gegenstand, der in einer Massenindustrie von zwanzigtausend Stück täglich hergestellt wird, aber den Stempel Paris oder Wien oder Dresdner Kunstwerkstatt trägt, als daß sie die Arbeit eines Indianers ihres eigenen Landes, der nicht zwei Stück ganz genau gleich anfertigt, in ihrem Einzigkeitswerk zu schätzen verstünden.

So, wenn der Indianer seine Körbchen nicht alle verkaufen konnte, dann ging er mit dem Rest von Ladentür zu Ladentür hausieren, wo er, je nachdem, mit barscher, mit gleichgültiger, mit wegwerfender, mit gelangweilter Geste behandelt wurde, wie Hausierer, Buch- und Einrahmungsagenten zu behandelt werden pflegen.

Der Indianer nahm diese Behandlung hin wie alle Künstler, die allein den wirklichen Wert der Arbeit zu schätzen wissen, derartige Behandlung hinnehmen. Er war nicht traurig, nicht verärgert und nicht mißgestimmt darüber.

Bei diesem Forthausieren des Restes wurden ihm oft nur zwanzig, ja sogar fünfzehn und zehn Centavo für das Körbchen geboten. Und wenn er es selbst für diese Nichtigkeit verkaufte, so sah er häufig genug, daß die Frau das Körbchen nahm, kaum richtig ansah und dann, noch in seiner Gegenwart, das Körbchen auf den nächsten Tisch warf, als wollte sie damit sagen: „Das Geld ist ja völlig unnütz ausgegeben, aber ich will doch den armen Indianer etwas verdienen lassen, er hat ja einen so weiten Weg gehabt. Wo bist du denn her? — So, von Tlacotepec.“

Weißt du, kannst du mir nicht ein paar Truthühner bringen? Müssen aber schwer und sehr billig sein, sonst nehme ich sie nicht.“

Die Amerikaner sind ja nun mit solchen kleinen Wunderwerken nicht so verwöhnt wie die Mexikaner, die, von einigen Ausnahmen abgesehen, nicht wissen und nicht schätzen, was sie in ihrem Lande an Gütern haben. Und wenn nun auch der allgemeine Amerikaner den wirklichen Wert an unvergleichlicher Schönheit dieser Arbeiten nicht abzuschätzen versteht, so sieht er doch in den meisten Fällen sofort, daß hier eine Volkskunst vorliegt, die er würdigt und um so rascher erkennt und schätzt, als sie in seinem Lande fehlt.

Der Indianer hockte vor seiner Hütte auf dem Erdboden und flocht die Körbchen.

Sagte der Amerikaner: „Was kostet so ein Körbchen, Freund?“

„Fünfzig Centavo, Señor“, antwortete der Indianer.

„Gut, ich kaufe eines, ich weiß schon, wem ich damit eine Freude machen kann.“ Er hatte erwartet, daß das Körbchen zwei Peso kosten würde.

Als ihm das klar zum Bewußtsein kam, dachte er sofort an Geschäfte. Er fragte: „Wenn ich Ihnen nun zehn dieser Körbchen abkaufe, was kostet dann das Stück?“

Der Indianer dachte eine Weile nach und sagte: „Dann kostet das Stück fünfundvierzig Centavo.“

„All right, muy bien, und wenn ich hundert kaufe, wieviel kostet dann das Stück?“

Der Indianer rechnete wieder eine Weile: „Dann kostet das Stück vierzig Centavo.“

Der Amerikaner kaufte vierzehn Körbchen. Das war alles, was der Indianer auf Vorrat hatte.

Als der Amerikaner nun glaubte, Mexiko gesehen zu haben und alles und jedes zu wissen, was über Mexiko und die Mexikaner wissenswert ist, reiste er zurück nach Neuyork. Und als er wieder mitten drin war in seinen Geschäften, dachte er an die Körbchen.

Er ging zu einem Großschokoladenhändler und sagte zu ihm: „Ich kann Ihnen hier ein Körbchen anbieten, das sich als sehr originelle Geschenkpackung für feine Schokoladen verwenden läßt.“ Der Schokoladenhändler besah sich das Körbchen mit großer Sachkenntnis. Er rief sogar seinen Teilhaber herbei und endlich auch noch seinen Manager. Sie besprachen sich, und dann sagte der Händler: „Ich werde Ihnen morgen den Preis sagen, den ich zu zahlen gewillt bin. Oder wieviel verlangen Sie?“

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich mich nur nach Ihrem Angebot richten kann, ob Sie die Körbchen erhalten. Ich verkaufe dieses Körbchen nur an das Haus, das am meisten dafür bietet.“

Nächsten Tag kam der Mexikokenner wieder zu jenem Händler.

Sagte der Händler: „Ich kann für das Körbchen, mit den feinsten Pralinen gefüllt, vier, vielleicht gar fünf Dollar bekommen. Es ist die originellste und schönste Packung, die wir dem Markt anbieten können. Ich zahle zwei und einen halben Dollar das Stück, Hafen Neuyork, Zoll und Fracht auf meine Lasten, Verpackung zu Ihren Lasten.“

Der Mexikoreisende rechnete nach. Der Indianer hatte ihm bei einer Abnahme von hundert Stück das Stück für vierzig Centavo angeboten, das waren zwanzig Cent. Er verkaufte das Stück für zwei und einen halben Dollar. Dadurch verdiente er am Stück zwei Dollar dreißig Cent oder ungefähr zwölfhundert Prozent.

„Ich denke, ich kann es für diesen Preis tun“, sagte er.

Worauf der Händler antwortete:

„Aber unter einer wichtigen Bedingung. Sie müssen mir wenigstens zehntausend Stück dieser Körbchen liefern können. Weniger hat für mich keinen Wert, weil sich sonst die Reklame nicht bezahlt, die ich für diese Neuheit machen muß. Und ohne jede Reklame kann ich den Preis nicht herausholen.“

„Abgeschlossen“, sagte der Mexikokenner. Er hatte etwa rund vierundzwanzigtausend Dollar verdient, von welchem Betrage nur die Reise abging und der Transport bis zur nächsten Bahnstation.

Er reiste sofort zurück nach Mexiko und suchte den Indianer auf.

„Ich habe ein großes Geschäft für Sie“, sagte er. „Können Sie zehntausend dieser Körbchen anfertigen?“

„Ja, das kann ich gut. Soviel wie Sie haben wollen. Es dauert eine Zeit. Der Bast muß vorsichtig behandelt werden, das kostet Zeit. Aber ich kann so viele Körbchen machen, wie Sie wollen.“

Der Amerikaner hatte erwartet, daß der Indianer, als er von dem großen Geschäft hörte, halbtoll werden würde, etwa wie ein amerikanischer Automobilhändler, der auf einen Schlag fünfzig Dodge Brothers verkauft. Aber der Indianer regte sich nicht auf. Er stand nicht einmal auf von seiner Arbeit. Er flocht ruhig weiter an seinem Körbchen, das er gerade in den Händen hatte. Es waren vielleicht noch fünfhundert Dollar extra zu verdienen, womit die Reisekosten hätten gedeckt werden können, dachte der Amerikaner; denn bei einem so großen Auftrag konnte der Preis für das einzelne Körbchen sicher noch ein wenig herabgedrückt werden.

„Sie haben mir gesagt, daß Sie mir die Körbchen das Stück für vierzig Centavo verkaufen können, wenn ich hundert Stück bestelle“, sagte er nun.

„Ja, das habe ich gesagt“, bestätigte der Indianer. „Was ich gesagt habe, dabei bleibt es.“

„Gut dann“, redete der Amerikaner weiter, „aber Sie haben mir nicht gesagt, wieviel ein Körbchen kostet, wenn ich tausend Stück bestelle.“

„Sie haben mich nicht darum befragt, Señor.“

„Das ist richtig! Aber ich möchte Sie jetzt um den Preis für das Stück fragen, wenn ich tausend Stück bestelle und wenn ich zehntausend Stück bestelle.“ Der Indianer unterbrach jetzt seine Arbeit, um nachrechnen zu können. Nach einer Weile sagte er: „Das ist viel, das kann ich so schnell nicht ausrechnen. Das muß ich mir erst gut überlegen. Ich werde darüber schlafen und es Ihnen morgen sagen.“

Der Amerikaner kam am nächsten Morgen zum Indianer, um den neuen Preis zu hören.

„Haben Sie den Preis für tausend und für zehntausend Stück ausgerechnet?“

„Ja, das habe ich, Señor. Und ich habe mir Mühe und Sorge gemacht, das gut und genau auszurechnen, um nicht zu betrügen. Der Preis ist ganz ausgerechnet. Wenn ich tausend Stück machen soll, dann kostet das Stück zwei Peso, und wenn ich zehntausend Stück machen soll, dann kostet das Stück vier Peso.“

Der Amerikaner war sicher, nicht richtig verstanden zu haben. Vielleicht war sein schlechtes Spanisch daran schuld.

Um den Irrtum richtigzustellen, fragte er: „Zwei Peso für das Stück bei tausend und vier Peso das Stück bei zehntausend? Aber Sie haben mir doch gesagt, daß bei hundert das Stück vierzig Centavo kostet.“

„Das ist auch die Wahrheit. Ich verkaufe Ihnen hundert das Stück für vierzig Centavo.“ Der Indianer blieb sehr ruhig, denn er hatte sich alles ausgerechnet, und es lag kein Grund vor, zu streiten. „Señor, Sie müssen das doch selbst einsehen, daß ich bei tausend Stück viel mehr Arbeit habe als mit hundert, und mit zehntausend Stück habe ich noch viel mehr Arbeit als mit tausend. Das ist gewiß jedem vernünftigen Menschen klar. Ich brauche für tausend viel mehr Bast, habe viel länger nach den Farben zu suchen und sie auszukochen. Der Bast liegt nicht gleich so fertig da. Der muß gut und sorgfältig getrocknet werden. Und wenn ich so viele tausend Körbchen machen soll, was wird denn dann aus meinem Maisfeld und aus meinem Vieh? Und dann müssen mir meine Söhne, Brüder und meine Neffen und Onkel helfen beim Flechten. Was wird dann da aus deren Maisfeldern und aus deren Vieh? Das wird dann alles sehr teuer. Ich habe gewiß gedacht, Ihnen sehr gefällig zu sein und so billig wie möglich. Aber das ist mein letztes Wort, Señor, verdad, ultima palabra, zwei Peso das Stück bei tausend und vier Peso das Stück bei zehntausend.“

Der Amerikaner redete und handelte mit dem Indianer den halben Tag, um ihm klarzumachen, daß hier Rechenfehler vorliegen.

Er gebrauchte ein neues Notizbuch voll von Blättern, um an Zahlen zu beweisen, wie der Indianer für sich ein Vermögen verdienen könne, bei einem Preis von vierzig Centavo für das Stück, und wie man Unkosten und Materialkosten und Löhne verrechnet. Der Indianer sah sich die Zahlen verständnisvoll an, und er bewunderte die Schnelligkeit, mit der der Amerikaner die Zahlen niederschreiben und aufsummieren, zerdividieren und durchmultiplizieren konnte. Aber im Grunde machte es wenig Eindruck auf ihn, weil er Ziffern und Buchstaben nicht zu lesen vermochte und aus der klugen, volkswirtschaftlich sehr bedeutenden Vorlesung des Amerikaners keinen anderen Nutzen zog als den, daß er lernte, daß ein Amerikaner stundenlang reden kann, ohne etwas zu sagen. Als der Amerikaner dann endlich erkannte, daß er den Indianer von seinen Rechenfehlern überzeugt hatte, klopfte er ihm auf die Schulter und fragte: „Also, mein guter Freund, wie steht nun der Preis?“

„Zwei Peso das Stück für tausend und vier Peso das Stück für zehntausend.“ Der Indianer hockte sich nieder und fügte hinzu: „Ich muß jetzt aber doch wieder an meine Arbeit gehen, entschuldigen Sie mich, Señor!“

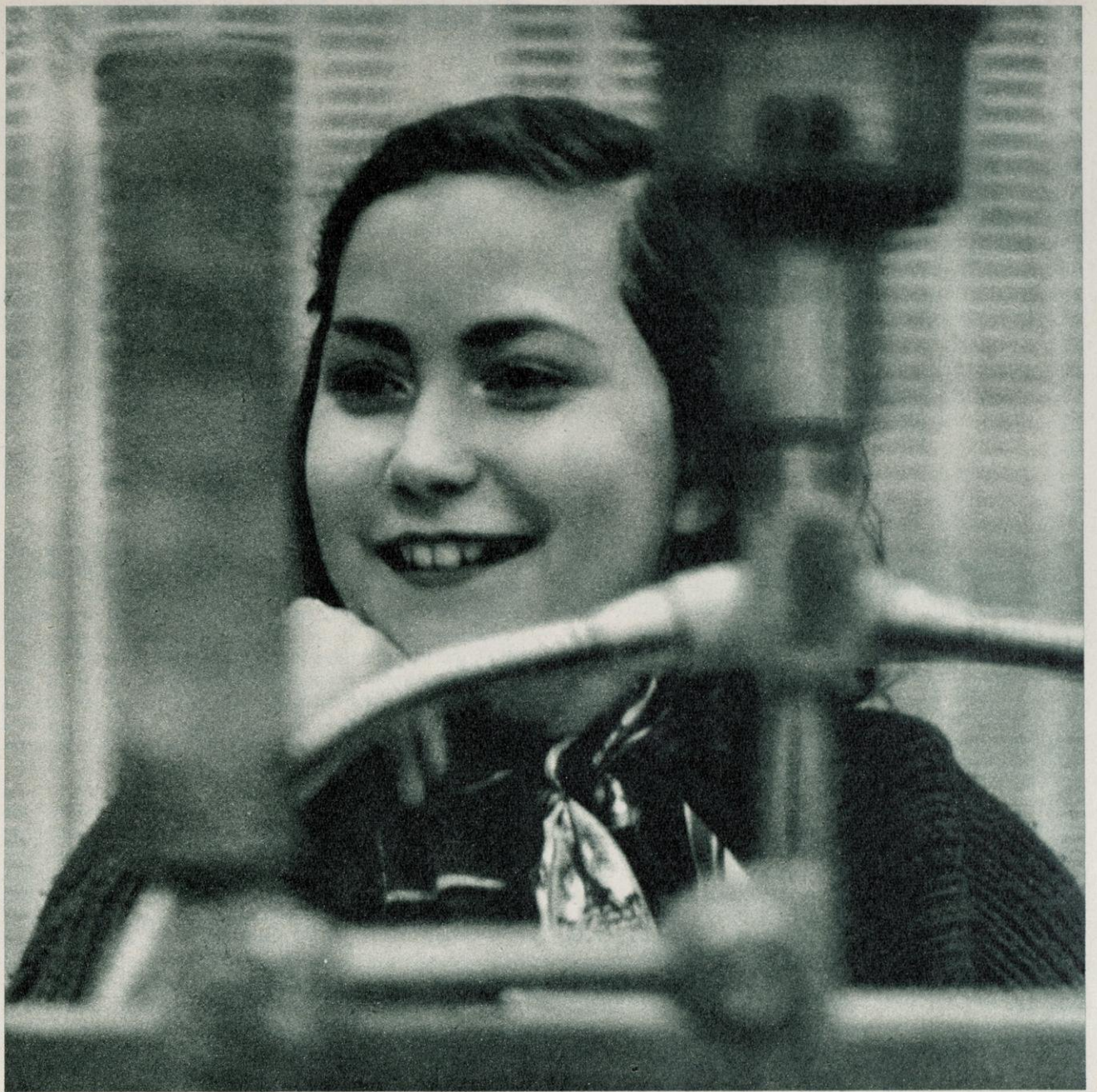
Der Amerikaner reiste in Wut zurück nach Neuyork, und alles, was er zu dem Schokoladenhändler sagen konnte, um seinen Vertrag lösen zu können, war: „Mit Mexikanern kann man kein Geschäft machen, für diese Leute ist keine Hoffnung.“

So wurde Neuyork davor bewahrt, von Tausenden dieser köstlichen kleinen Kunstwerke überschwemmt zu werden. Und so wurde es möglich, zu verhindern, daß diese wunderschönen Körbchen, in die ein indianischer Landmann den Gesang der Vögel, die um ihn waren, die Farbenpracht der Blumen und Blüten, die er täglich im Busch sah, und die ungesungenen Lieder, die in seiner Seele klangen, hineinzuwoben gewußt hatte, zermanscht und zerstampft in den Kehrichttonnen in der Park Avenue gefunden wurden, weil sie keinen Wert mehr hatten, nachdem die Pralinen herausgeknabbert waren.

Entnommen aus dem Taschenbuch der S. Fischer-Bücherei „Der Banditen-Arzt“ von B. Traven. Preis DM 1.90

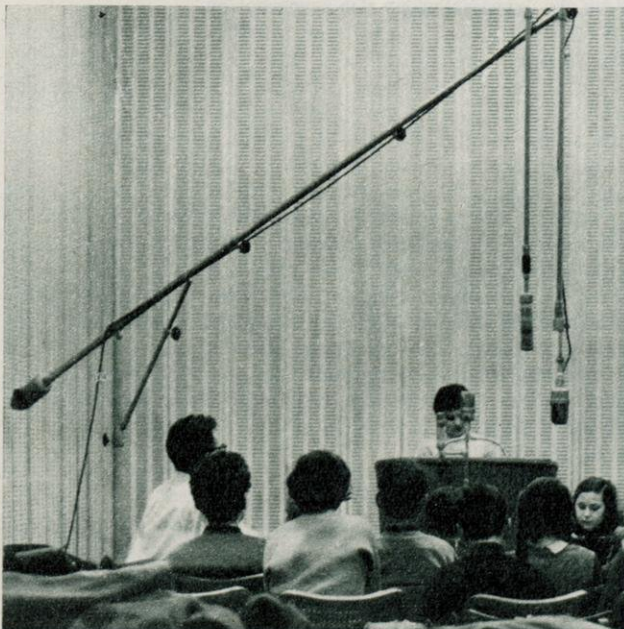


In jedem Monat einmal versammeln sich die Kölner Funkkinder im Aufnahmestudio 8 des Funkhauses neben dem berühmten Dom zum Kinderkongreß. Mit wahrer Leidenschaft erörtern die Jungen und Mädels in dieser Sendung die aktuellen Ereignisse — die aktuellen Ereignisse der Kinderwelt freilich. Unser Reporter Heinz Held besuchte die April-Tagung. „Es ging wie bei den Alten zu“, erzählte er. „Es gab Redner mit und ohne Mikrophonangst. Es gab eine Präsidentin mit Glocke. Es gab auch Wassergläser, mit denen erhitzte Stimmbänder abgekühlt wurden. Und es gab heftige Zwischenrufe“ (Bild oben): „Stimmt nicht!“



Der kleinste und jüngste, doch auch erfolgreichste Redner des Tages war der „Wetterwart“ (oben). Er konnte kaum über das Pult gucken. Trotzdem verkündete er die Wetterregeln aus dem Hundertjährigen Kalender mit gebührendem Ernst. In diesem Jahr stimmten sie allerdings nicht. Die vielen, vielen Hörer und Hörerinnen der Sendung in Nord- und Westdeutschland machen ihn sicherlich darauf aufmerksam. Unzählige Briefe treffen nach jeder Sendung im Kölner Funkhaus ein und beweisen, daß der Kölner Kinderkongreß eigentlich viele tausend Teilnehmer hat. Es ist praktische Demokratie.

Wie an einer Angel hängen die Mikrophone im Raum und nehmen jedes Wort auf (rechts). „Barbara Kritikus“ besprach gerade das Buch „Sabine im Funkhaus“, als unser Reporter diese Aufnahme durch die schalldichte Glasscheibe der Aufnahmekabine schoß. Der Herr links im Bild ist Fritz Peter Vary, das einzige männliche und erwachsene Ehrenmitglied des Kongresses. Er hörte der Rednerin ebenso andächtig zu wie die Kinder. Das einzige weibliche erwachsene Ehrenmitglied ist Els Vordemberge (rechts außen), die Leiterin des Kölner Kinderfunks. Sie sagt gerade die Sendung an: „Hier der NWDR.“



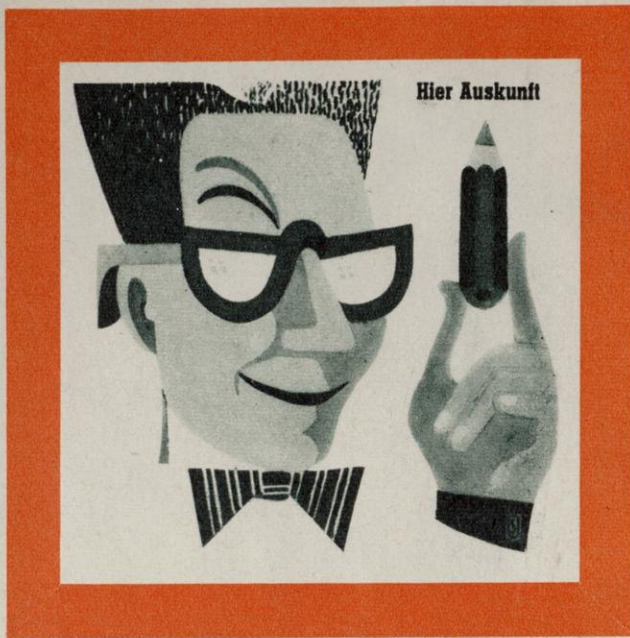
Präsidentin war diesmal „Madam Astronomie“. Die junge Dame leitete die Versammlung mit Würde und Umsicht. Das war gar nicht so einfach. Sieben Redner und Rednerinnen wollten in einer halben Stunde zu Wort kommen. „Professor Ringelspinner“ referierte. „Professor Wegerich“ sprach über die monatliche Gartenarbeit. Eine Reporterin berichtete über Andersens, des dänischen Märchendichters Geburtsstadt, über ein Jubiläum der Litfaßsäulen und über das Verbot, in London einen Zylinderhut zu tragen. Die Zuhörer lachten, weil das vor hundert Jahren war. Schließlich sprach Madam auch selbst (oben).

Kinderkongreß im Aufnahmestudio 8 des Kölner Funkhauses

Heinz Held fotografiert die Kölner Funkkinder



Kannst du froh sein Mann!



An einen, der die Uniform nicht früh genug anziehen kann

Du warst nicht in der Hitler-Jugend? Damals, als dein Jahrgang an die Reihe kam, machte das Dritte Reich gerade die Läden dicht. Du bist nicht als Zehn- oder Zwölfjähriger stundenlang durch den Schnee gerobbt, du hast dich nicht bei strömendem Regen in den Dreck geworfen, weil „Fliegerdeckung“ befohlen war? Du hast nicht erlebt, wie man eine Gruppe ausgelassener Buben zu einem Haufen stur gehorchender Kreaturen umerzog? Kannst du froh sein, Mann!

Du hast in zehn Jahren deines jungen Lebens eine verhältnismäßig große Freiheit genossen. Du brauchtest nicht mittwochs und samstags und oft auch sonntags die Uniform anzuziehen. Du hast auch gerade keine sonnige Jugend hinter dir, denn die Jahre während und nach dem Krieg waren für keinen ein Honigleckchen. Aber du brauchtest nicht strammzustehen, du brauchtest dir nicht von irgendeinem dummen Jungen, der kaum älter war als du, sagen zu lassen, du seiest ein lahmer Krüppel. Du hast keinen Vorgeschmack von allen Schrecken des Militärs bekommen. Kannst du froh sein, Mann!

Ich war nicht beim Militär, ich war zu jung damals, denn ich bin nur ein paar Jahre älter als du. Ich kam auch nicht zum Volkssturm. Aber die HJ-Erfahrungen genügten mir. Wir waren zunächst stolz. Stolz auf die Uniform und das Fahrtenmesser, auf die Fahne und diesen verwaschenen Begriff „Kameradschaft“. Wir sangen gemeinsam Lieder und gingen auf Fahrt. Und dann wurden wir geschliffen, daß uns das Singen verging. Wir liefen wie die Hasen, bis uns die Zunge zum Hals heraushing und die Lungen pfffen. Man wollte „Männer“ aus uns machen. Man erstickte in uns Jungen von zehn oder vierzehn Jahren jedes Gefühl für individuelle Freiheit. Man hämmerte uns ein paar Phrasen ein, und man fuhr am besten, wenn man sie möglichst lückenlos nachbeten konnte. Das Ganze nannte sich Disziplin und war nichts als seelenloser Kadavergehorsam. Man war dem kleinen Herrgott, dem Vorgesetzten, auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert. Manche unter ihnen blieben Menschen, andere stellten jeden Schleifer-Platzek in den Schatten. Sie erzogen dem Führer die künftigen Soldaten, Maschinen, zum Töten und

Getötetwerden bestimmt. Das hast du nicht erlebt? Kannst du froh sein, Mann! Wir lernten all die kleinlichen Schikanen kennen und hassen, die „Maskenbälle“ im Lager, Strammstehen eine Stunde lang. Wir „pumpten“, bis wir wie leere Säcke umfielen. Wir machten Kniebeugen in sieben Zeiten — alles zur Ertüchtigung unseres Körpers und unseres Geistes.

Als das vorletzte Kriegsjahr in seinem Zenit stand, wurden wir einmal die Woche preußischen Unteroffizieren zwecks Schulung zugeführt. Was wir nicht kannten, wurde uns dort beigebracht. Unser Korporalschaftsführer war ein Gefreiter. Er sah ziemlich human aus, trotzdem hetzte er uns über den Kasernenhof. Dabei überflog ein kindliches Lächeln seine Züge. Das war noch gespielt gegenüber dem, was andere Gruppen auszustehen hatten. Dreckig und speckig marschierten wir abends aus der Kaserne heraus und ließen die morschen Knochen zittern. Uns wackelten die Knie.

Das hast du alles nicht erlebt, und nun sagst du gestern, du würdest eigentlich ganz gern Soldat. Weißt du, wie es dir ergehen wird, wenn man dir den Umgang mit Waffen beibringt? Weißt du, ob man dich nicht übertölpelt, dein bißchen Geist fanatisiert? Man wird dein Gehirn vernebeln, man wird deinen Charakter schon zu biegen wissen, man wird dein Gewissen einen Schmarren fragen. Und wenn du einmal mürbe bist, dann wird dir alles egal sein, wenn es nur möglichst schnell vorbeigeht.

Das sind die Erfahrungen — Bruchstücke davon —, die vor dir schon einige gemacht haben. Und dann kommst du daher und würdest bereitwilligst jede primitive, menschliche Freiheit willig zur Verfügung stellen, ohne mit der Wimper zu zucken, ohne auch nur einen Augenblick zu stutzen, zu überlegen, was man vielleicht mit dir vorhaben könnte.

Du mußt ein wahrhaft sonniges Gemüt haben. Kannst du froh sein, Mann! Man müßte dich darum beneiden, wenn diese Eigenschaft etwas wert wäre.

Rolf Biebricher

Mußt du vierzehn Stunden arbeiten?

So hieß die Rundfrage, die gemeinsam von „Wacht“ (Katholische Jugend), „Junge Stimme“ (Evangelische Jugend) und „Aufwärts“ gestartet wurde. In den vorigen Nummern veröffentlichten wir Leserbriefe, die an „Aufwärts“ und „Junge Stimme“ gerichtet wurden. Heute bringen wir zum Abschluß Leserbriefe der „Wacht“.

„Aufwärts“ freut sich über das Interesse, das die Rundfrage bei den Lesern der „Wacht“ gefunden hat:

Den Vorwurf nicht ersparen

Es ist begrüßenswert, daß nun auch die „Wacht“ das Thema „Jugendarbeitsschutz“ zur Diskussion stellt. . . . Man kann in diesem Zusammenhang den Gewerkschaften den Vorwurf nicht ersparen, ihre Aktivität auf völlig falschem Gebiet entwickelt zu haben. Zur Lösung außer- und innenpolitischer Fragen, wie sie zurzeit zur Debatte stehen, sind die Gewerkschaften unzuständig und ihrem Wesen nach nicht in der Lage. . . . Die Tatsache, daß die Gewerkschaftsjugend gemeinsam mit anderen Jugendverbänden die Frage des Jugendarbeitsschutzes diskutieren will, läßt uns hoffen, daß sie zumindest einen Teil ihrer Arbeit den eigentlichen Aufgaben der Gewerkschaft widmen will. Es wäre wahrhaftig an der Zeit! Konrad B., Berlin-Reinickendorf, Pfarrjugendführer a. D.

Wenn alle Jugendzeitungen sich zusammnton

Manche Betriebe — leider sind mir eine Reihe bekannt — beschäftigen Lehrlinge nur als billige Arbeitskräfte. Welcher Schutz steht dem Lehrling zu? Ja — das Jugendarbeitsschutzgesetz. Eine Rundfrage an alle Lehrlinge, wer sich schon einmal auf dieses Gesetz berufen hat, würde wohl negativ verlaufen. An dieser Stelle muß ich sagen, daß ich auch nicht den Mut hatte, mich auf dieses Gesetz zu stützen. Hätte ich es gemacht, so wäre ich in meinem Lehrbetrieb „untendurch gewesen“. Mein Chef hätte wohl eine Verwarnung bekommen und vielleicht auch einige Mark Strafe zahlen müssen. Aber die Arbeitskraft eines Lehrlings überbietet doch die lächerlich kleine Strafe, die man über seinen Chef verhängt hätte. Liebe Wacht! Wenn du und alle deutschen Jugendzeitungen sich zusammnton, dann müßten sie versuchen, bald eine anständige Regelung für alle Lehrlinge zu erreichen. A. R., Neuwied/Rhein

Lohn zu Ostern und Kirmes

Ich bin 17 Jahre alt, Gärtnerlehrling, beende soeben das zweite Lehrjahr, bekomme Kost und Wohnung beim Meister. Der Jugendarbeitsschutz läßt sich ja doch nicht so leicht ausführen, wie gewöhnlich angenommen wird.

Die genauen Bestimmungen kennt ja doch keiner, und man weiß nicht, an wen man sich wenden soll. Die Arbeitszeit beträgt bei mir im Sommer 10½ Stunden. Im Winter fangen wir eine Stunde später an. Pünktlich Schluß gemacht wird selten. Geld bekomme ich nicht, höchstens wenn Ostern oder Kirmes ist. Ich wäre sehr dankbar, wenn ich genaue Bestimmungen über Jugendarbeitsschutz bekommen könnte. Und an welche Stellen wendet man sich am besten? H. F., Warendorf/Westf.

Arbeitsfront machte es besser

Die Frage ist so brennend, daß ich sogar mit rotem Farbband schreibe. Ich komme viel mit der werktätigen Jugend zusammen und will mich wenigstens für einige von ihnen zum Sprecher machen. Wie ist die Situation bei uns hier? In Großbetrieben gibt es keine Anstände. Der Betriebsrat sorgt dafür, daß alle Bestimmungen genau eingehalten werden. Aber in den Betrieben des sogenannten Mittelstandes und in den Kleinbetrieben sind die Zustände verheerend. Ein Beispiel: Ein Jugendlicher muß täglich mindestens zehn Stunden arbeiten. Für seine Überstunden bekommt er „Freizeit“. Ein anderer Fall: Ein Junge, 17 Jahre alt, mußte am ersten und zweiten Weihnachtstag das Büro einrichten helfen. Wenn man etwas dagegen tun will, kommen die Lehrlinge in große Schwierigkeiten, werden schikaniert und haben im Betrieb nichts mehr zu lachen. . . . Ich könnte ein ganzes Dutzend Beispiele anführen. Aus meiner Lehrzeit kann ich berichten, daß ein Kollege von mir — als er nur eine Stunde länger über die Zeit beschäftigt wurde — zur Arbeitsfront lief, und der Chef von der Gauverwaltung einen schweren Verweis erhielt. Danach durfte ich nach der Arbeitszeit keine Minute länger im Geschäft sein. W. R., Würzburg

Man verliert die Lust

Wenn man täglich von morgens 8 Uhr bis durchschnittlich abends 21 Uhr und fast alle drei Tage bis 1 Uhr nachts arbeiten muß, dann verliert man doch allmählich die Lust an der Arbeit. Wo bleibt denn da die soziale Gerechtigkeit. . . ? G. A., Nürnberg

Liebe Freunde! Da hat Fritz Händel aus Wuppertal angefragt, warum „Aufwärts“ so „selten Witze bringt“. Ich lege mein Gesicht in grämliche Falten und erkläre hier: Die Zeiten sind viel zu ernst, um Witze zu reißen. Aber was nennst Du Witze, Fritz? „Aufwärts“ bringt doch lustige Zeichnungen und bissige Karikaturen in großer Zahl. Vermißt Du so Text-Histörchen und Anekdoten? Soll ich ab und zu einmal an dieser Stelle einen Witz erzählen? Ich habe gerade einen auf Lager, obendrein einen politischen. Darf ich? Also los: „Ein mächtiger Diktator schreitet die Front seiner »Ehrenkompanie« ab. Die Männer stehen wie 'ne Eins. Totenstille. Da gellt plötzlich ein herzhaftes Hatschi über den Platz. Der Diktator bleibt stehen. Wer hat geniést? Totenstille. Der Diktator läßt sich eine Maschinenpistole geben und mäht das erste Glied nieder. Wer hat geniést? Totenstille. Auch das zweite Glied muß dran glauben. Wer hat geniést? Da meldet sich im dritten Glied zitternd der Übeltäter — er ist so und so erledigt. Der Diktator tritt auf ihn zu und schlägt ihm kräftig auf die Schulter. ‚Gesundheit, Mann!‘.“ Und das soll ein Witz sein? Aber so ist das, politische „Witze“ sind meist traurig. Freundliche Grüße von Thomas.

Kleinlicher Meister

Aus Hannover schreibt uns Heinz R.: „Ich bin in meinem Betrieb ordnungsgemäß als Jugendsprecher gewählt. Dieses Amt versuche ich gewissenhaft auszuüben, ohne meine Arbeit dabei zu vernachlässigen. Natürlich kommt es manchmal vor, daß ich für eine halbe Stunde in eine andere Abteilung des Betriebes gehen muß oder daß mich ein Lehrling an meinem Arbeitsplatz besucht. In solchen Fällen macht mein Meister immer spitze Bemerkungen. Ich sollte mich lieber um meine Arbeit kümmern usw. Gestern hat er erklärt, ich brauchte zuviel Zeit für »diesen Quatsch«. Der Meister lehnt die Gewerkschaft ab und sieht mich schief an, weil ich Mitglied bin.“

● Lieber Heinz, Deine Rechte und Pflichten als gewählter Jugendsprecher sind unter anderem durch das Betriebsverfassungsgesetz geregelt. Wenn Du Dich an diese Bestimmungen hältst, hat der Meister überhaupt nichts zu meckern. Ich würde einmal mit dem Betriebsratsvorsitzenden darüber sprechen. Er sollte Deinen Meister ruhig „zur Ordnung rufen“. Daß dieser Mann nichts von den Gewerkschaften hält, ist bedauerlich, aber zugleich seine eigene Sache. Wenn er jedoch aus dieser seiner Einstellung heraus junge Menschen wegen ihrer Gewerkschaftsarbeit schikaniert, dann geht das über die Hutschnur. Zur Not müßte es der Betriebsrat auf eine Kraftprobe mit diesem Mann ankommen lassen.

Erwin will nicht tanzen

Cornelia Sch. schreibt aus Düsseldorf: „Mein Verlobter Erwin ist ein lieber Kerl. Wir verstehen uns ausgezeichnet. Nur am Wochenende gibt es manchmal eine Verstimmung. Erwin hat keine Lust zum Tanzen. Er drückt sich, wenn es nur irgendwie geht. Dabei tanze ich aber sehr gern. Er zieht aber auch ein böses Gesicht, wenn ich einmal mit seinem Freund tanze, der ein ausgezeichneter Tänzer ist. Was meinst Du dazu?“

● Liebe Cornelia, wenn ich Deinen Erwin einmal kennenlernen sollte, möchte ich ihm kräftig und verständnisvoll die Hand schütteln. Was meine Frau ist, die hat nämlich gegen mich ähnliche Klagen vorzubringen. Böse? Allerdings ziehe ich kein Gesicht, wenn sich einmal ein Freund ihrer erbarmt und sie auf die Tanzfläche entführt. Das würde ich Deinem Erwin auch empfehlen. Ein wenig mehr Vertrauen zu Dir könnte er schon aufbringen. Soll er doch froh sein, daß ihm jemand die Last des Tanzens abnimmt!

Bis zum nächsten Mal

Aus einem Brief des Ernst Spritzing, Hamburg: „... hätte ich dieses Jahr Gelegenheit, kostenlos zu den Weltjugendfestspielen nach Warschau zu fahren. Soll ich das tun...?“

● Nein. Warum, werde ich in der nächsten „Auskunft“ schreiben. Im nächsten „Aufwärts“ will ich Euch auch den Abschlußbericht über unseren Plan bringen, einem jungen Menschen aus kolonialem Gebiet eine wissenschaftliche oder technische Ausbildung zu verschaffen. Es wäre nicht schlecht, wenn sich noch Freunde melden würden, die sich beteiligen wollen. Alle, die schon ihre Bereitschaft erklärt haben, bekommen in den nächsten Tagen Nachricht über technische Einzelheiten.